



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

Jochen Bittner

So nicht, Europa!

Die drei großen Fehler der EU

Mit einem Vorwort von Helmut Schmidt

Deutscher Taschenbuch Verlag



Originalausgabe 2010

Aktualisierte und erweiterte Neuausgabe 2011

©2010 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen
bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24909-6

Inhalt

Vorwort von Helmut Schmidt	7
Der Geruch von Brüssel	10
Der erste Fehler:	
Kleines zu groß und Großes zu klein	23
1. Kleines zu groß	
Auf der Suche nach der Politik	24
Willkommen im Reich der »Komitologie«	32
Die Geheimgesetzgebungsmaschine	45
Förster im Regelwald: Edmund Stoibers Erforschungen	66
2. Großes zu klein	
Wie Europa sich vor ihren Verehrern aus dem Osten ziert	72
To be EU or not to be: Islands Notruf an Brüssel	87
Das verpennte Peaceful Rising: Europa und China	94
Pingpong-Imperium Europa	101
Der zweite Fehler:	
Weiches zu hart und Hartes zu weich	127
1. Weiches zu hart	
Im Bauch von Europa: das Brüsseler Parlament	128
Wanderzirkus Brüssel – Straßburg	139
Wie man trotzdem Macht macht	144
2. Hartes zu weich	
Die Europakrise – Ende oder Anfang eines Desasters?	148
Der Rowdy im Nachbarhaus: Russland und die EU	167
Zuckerbrot statt Peitsche: EU und Iran	182
Nie wieder Feind: Militärmacht Europa	190
Das Chaos blubbert: die Trümmer der Nordafrikapolitik	202

Der dritte Fehler:	
Oben zu schnell und unten zu langsam	209
1. Oben zu schnell	
Nein, nein und noch mal ja: Von ein paar Iren lässt sich die EU doch nicht aufhalten	210
Ganz oben: von der <i>méthode Monnet</i> bis zu José Barroso	227
2. Unten zu langsam	
Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie die Bevölkerung	233
Warum ist Brüssel so schwer vermittelbar?	238
Kann Europa noch entdeckt werden?	255
Danksagung	275
Anmerkungen	277
Personenregister	283

Vorwort von Helmut Schmidt

Eine erste Vision eines geeinten Europas stammt von Victor Hugo aus dem Jahre 1849. In seiner Rede am Rande des Pariser Friedenskongresses sprach er von den »Vereinigten Staaten von Europa«; sein Vorschlag blieb jedoch ohne geschichtliche Wirkung. Rund 100 Jahre später war es Winston Churchill, der nach Ende des Zweiten Weltkriegs in seiner berühmten Züricher Rede die Idee der Herstellung eines europäischen Verbunds als »Vereinigte Staaten Europas« vorschlug (dem freilich das United Kingdom nicht angehören würde). Heute ist die europäische Idee, beginnend mit der Gemeinschaft für Kohle und Stahl im Jahre 1952, seit fast 60 Jahren eine Realität in Gestalt der Europäischen Union.

Ideen sind nicht verantwortlich für das, was die Menschen aus ihnen machen, hat der große Physiker Werner Heisenberg einmal gesagt. Gilt dieser Gedanke auch für die Idee Europa? Ist aus einem großen, richtigen Entwurf im Laufe von vielen Jahrzehnten eine kleinliche, fehlgesteuerte Institution geworden? In der veröffentlichten Meinung wird dies von vielen Menschen in Europa so empfunden. Sie verlieren die Einsicht in und die Geduld mit jenem Europa, für das »Brüssel« als Synonym steht. Offenbar tritt die historisch einzigartige Errungenschaft der europäischen Staatengemeinschaft in den Hintergrund der öffentlichen Wahrnehmung.

Bis zur heutigen Europäischen Union sind im Laufe von sechs Jahrzehnten unzählige kleine und einige recht große Schritte nötig gewesen. Natürlich mussten auch einige Rückschläge überwunden werden. Insgesamt war dieser schrittweise Prozess unvermeidlich. Denn wenn wir etwa in den 1950er Jahren den Weg zur Integration mit dem Entwurf zu einem umfassenden Europa-Vertrag oder zu einer »Verfassung der Vereinigten Staaten von Europa« hätten beginnen wollen, dann wäre die großartige Idee der europäischen Integration schon im Keim gescheitert.

Trotz aller Erfolge des schrittweisen Integrationsprozesses müssen wir heute erkennen, dass bei der Art und Weise dieses Zusammenschlusses eine Reihe von Fehlern und Versäumnissen unterlaufen sind. Jochen Bittner versucht in dem vorliegenden Buch, diese Fehler zu analysieren und damit dem wachsenden

Unbehagen gegenüber der Europäischen Union auf den Grund zu kommen. Die EU, so lautet seine Diagnose, regelt das Kleine zu groß und das Große zu klein. Sie regelt das Harte zu weich und das Weiche zu hart. Und sie bewegt sich oben, in Brüssel, zu schnell, und unten, bei den Bürgern, zu langsam.

Als Europa-Korrespondent der ZEIT hat Bittner dazu viele Belege aus der politischen Praxis in Brüssel zusammengetragen. Die EU schafft es beispielsweise, die Glühbirne zu verbieten, aber es gelingt ihr nicht, eine gemeinsame Energieaußenpolitik zu formulieren. Europa begreift sich als Friedensmacht, leistet sich aber eine bizarr zerstückelte und in weiten Teilen überflüssige Militärlandschaft, weil den Mitgliedsstaaten trotz vieler gut gemeinter Ansätze eine »gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik« tatsächlich bisher nicht gelingt.

Viel zu lange und geradezu grandios haben die verantwortlichen Politiker den Umstand ignoriert, dass eine Union von 27 Mitgliedsstaaten nicht nach dem Prinzip der Einstimmigkeit funktionieren kann. Die entscheidenden Fehler wurden mit der Maastrichter Konferenz in den Jahren 1991/92 gemacht. Zu dieser Zeit waren wir zwölf Mitgliedsstaaten. Nicht nur, dass alle anderen europäischen Staaten eingeladen wurden, Mitglieder der EU zu werden – sie wurden auch aufgefordert, Teilnehmer der beabsichtigten gemeinsamen Euro-Währung zu werden. Und das, ohne vorher die notwendigen finanz- und wirtschaftspolitischen Regeln durch rechtskräftigen Vertrag festzulegen.

Inzwischen ist der Versuch einer europäischen Verfassung gescheitert, und der statt dessen abgeschlossene Lissabonner Vertrag ist ein unzureichender Ersatz geblieben. Das Europäische Parlament ist ohne wirksame Kompetenzen geblieben. Die institutionelle Stagnation Europas hat dazu geführt, dass sowohl die Kommission in Brüssel wie auch die Ministerräte ihre Aktivitäten auf relativ zweitrangige und sogar auf unwichtige Nebengebiete konzentrierten, was eine unüberschaubare Flut von bürokratischen Detailregelungen zur Folge hatte.

Hinzu kommt, dass Europa seit vielen Jahren Führungspersönlichkeiten fehlen, Personen in hohen Ämtern in ihren Nationalstaaten oder in den europäischen Institutionen mit genügendem Überblick über nationale wie internationale Fragen und ausreichender Urteils- und Tatkraft. Ähnliches gilt für das Europäische Parlament. Die einzige Person, die hervorragend ist, ist der Präsident der

Europäischen Zentralbank Jean-Claude Trichet – aber seine Amtszeit läuft endgültig noch in diesem Jahr 2011 aus.

Die EU befindet sich in einer tiefgreifenden Krise nicht nur ihrer handelnden Personen, ihrer Institutionen, ihrer außenpolitischen Handlungsfähigkeit, sondern auch ihrer ökonomischen und sozialen Strukturen. Dennoch ist es in den kommenden 20 Jahren ziemlich wahrscheinlich, dass sich – weniger de jure als vielmehr de facto – ein harter Kern der Europäischen Union herausbilden wird. Die Franzosen, die Deutschen und die Niederländer werden jedenfalls dazugehören. Ich hoffe, bin mir aber nicht ganz sicher, dass auch die Italiener und die Polen dazugehören werden. Ich bin mir recht sicher, dass die Briten nicht dazugehören wollen. Der gemeinsame Markt wird auf jeden Fall bestehen bleiben. Und ebenso werden der Euro und die Europäische Zentralbank jedenfalls eine die Integration fördernde Rolle spielen.

Weltpolitisch entscheidend bleibt aber, dass sich 27 europäische Nationen und ihre Staaten aus eigenem Entschluss und aus freiem Willen zusammengeschlossen und zu diesem Zweck Teile ihrer Souveränität aufgegeben haben. Das ist – nur ein halbes Jahrhundert nach den zwei Weltkriegen, die beide von Europa ausgegangen waren – ein gewaltiger Erfolg. Es gab dafür in der Weltgeschichte keinerlei Vorbild; auch deshalb waren einige Fehler und einige Unterlassungen durchaus verständlich.

Inzwischen sind mehrere neue ökonomische und politische Weltmächte in ihrer Entfaltung begriffen: China, Indien, wahrscheinlich Brasilien und möglicherweise eines Tages ein Zusammenschluss einiger islamisch geprägter Staaten. Sie alle werden zu gewichtigen Konkurrenten der alten europäischen Industriestaaten. Aber am Ende dieses 21. Jahrhunderts werden wir Europäer nur noch 5 Prozent der Weltbevölkerung ausmachen. Umso notwendiger wird es werden, die bisherigen Versäumnisse und Fehler der europäischen Integration zu korrigieren. Keine der alten und der neuen Weltmächte kann uns daran hindern. Wohl aber müssen wir die öffentliche Meinung in unseren Nationen von dieser Notwendigkeit überzeugen.

Das Buch von Jochen Bittner leistet einen Beitrag, das heutige Europa besser zu verstehen. Es wird helfen, die Unzufriedenheit der Menschen mit dem gegenwärtigen Zustand Europas abzubauen. Denn das Zukunftswerk der Europäischen Union bedarf dringend der Fortsetzung.

Der Geruch von Brüssel

In Europa gibt es nur kleine Länder. Einige wissen es bloß noch nicht.

Paul-Henri Spaak (1899 – 1972), ehemaliger belgischer Außenminister

Wir stehen am Anfang eines kontinuierlichen Reformprozesses, der die Welt von morgen nachhaltiger zu formen vermag als die außerhalb der westlichen Hemisphäre so verbreiteten revolutionären Vorstellungen.

Jean Monnet (1888–1979), erster Präsident der Hohen Behörde der Montanunion

Als am 25. März 1957 in Rom die sechs Gründungsstaaten Belgien, Bundesrepublik Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg und die Niederlande den Vertrag über die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) unterschrieben, hatten sie Großes im Sinn. »Europa«, hielt der belgische Außenminister Paul-Henri Spaak fest, »das früher einmal die Industriegüterproduktion beherrschte und bedeutende Ressourcen aus seinen überseeischen Gebieten bezog, muss heute erkennen, dass seine Position in der Welt geschwächt ist, sein Einfluss abnimmt und seine Entwicklungsfähigkeit durch seine Uneinigkeit verloren gegangen ist.« Seitdem ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, diese Worte aber scheinen heute noch genauso wahr wie damals. Liegt das nur an der Konstante nationaler Egoismen, oder hat diese Tatsache etwas mit der Natur der EU zu tun? Brüssel, um mit dem Nervenzentrum der Union zu beginnen, kann sein Problem nicht verhehlen: Es ist überfordert mit seiner Rolle, Hauptstadt sein zu müssen für ein Imperium, das keines sein will.

Der Geruch von Brüssel ist einer von Beton und Champagner. Brüssel ist Baustelle und Empfangshalle. Bis zum Sonnenuntergang grollen die Bagger und Schaufellader durch das EU-Viertel. Danach klirren die Gläser. Die Gebäudelandschaft rund um die Hauptquartiere von Kommission und Rat erinnert an einen ausgekippten Legokarton, und was diesem Behördenhaufen tagsüber an Außenwirkung fehlt, kompensieren seine Bewohner abends mit Selbstbespiegelung.

Der Kreisverkehr am östlichen Rand Brüssels, benannt nach dem ehemaligen französischen Außenminister und Vater der Montanunion, Robert Schuman, ist der Angelpunkt des verwalteten Europa. Auf der einen Seite erstreckt sich das geschwungene, x-förmige Berlaymont-Gebäude, der flaggenumstellte Sitz der Europäischen Kommission. Auf der anderen Seite thront der Steinquader des Europäischen Rates, wo die Vertreter der EU-Mitgliedstaaten tagen. Durchschnitten wird die Machtzentrale Europas von einer vierspurigen Stadtautobahn. Endlos erstrecken sich zu beiden Seiten der verstopften Fahrbahnen die Fassaden grauer, verspiegelter Bürogebäude. Dazwischen gähnen halb abgerissene Zweckbauten die Passanten an.

Seit sich die Europäische Union in zwei Schritten in den Jahren 2004 und 2007 von 15 auf 27 Mitgliedsländer erweitert hat, platzt das Europaviertel aus allen Nähten. In den nächsten Jahrzehnten soll es vor allem höher werden. Die Architekten versprechen, das neue EU-Viertel werde »sich dem Himmel öffnen«, seine Wolkenkratzer würden »den Urbanismus neu definieren« und »zu Europa, zur Welt sprechen«. Bis auf Weiteres sieht es entlang der Zentralachse Rue de la Loi, der Straße des Gesetzes, aus, als tobe ein Häuserkampf. Washington, Paris, Berlin oder Moskau besitzen Regierungsviertel, die Machtansprüche, Geschichte und Stolz ausstrahlen. Brüssel besitzt ein Normenfabrikgelände. Vier Quadratkilometer groß, unübersichtlich, konzeptlos. Der Fachbegriff »Bruxellisation« steht in der Architektur mittlerweile für undurchdachte, übers Knie gebrochene Neuschöpfung von Stadtteilen.

Ganz unscheinbar, neben dem Eingang zum Ratsgebäude, in dem die Staatschefs, Minister und Diplomaten zu regelmäßigen Treffen zusammenkommen, erinnert ein Standbild an den Mythos, dem der Kontinent seinen Namen verdankt. Europa, die phönizische Königstochter, reitet auf einem Stier übers Meer. Gottvater Zeus hat sich in das kraftvolle Tier verwandelt, um die Schöne aus Sidon nach Kreta zu entführen und zu seiner Geliebten zu machen. Leidenschaft oder Stärke strahlt die Skulptur an der Place Schuman allerdings nicht aus. Europa und ihr Stier sind aus dünnen Drähten zusammengeschweißt, Metallplättchen geben ihren Gerippen eine zerrupfte Struktur. Die Statue wirkt mehr wie eine halbherzige Reminiszenz aus billigem Schrott denn wie ein stolzer Verweis auf die Namenspatronin. Europa will, anders als alle anderen Reiche der Weltgeschichte, ein Imperium sein, das

nicht durch Unterwerfung wächst. Sondern durch Überzeugung. Doch auch dafür, gerade dafür, wäre ein starker Glaube an sich selbst nötig. Daran fehlt es Europa.

Im Frühjahr 2003, im Pulverdampf des beginnenden Irakkriegs, glaubten Jürgen Habermas und Jacques Derrida die Wiedergeburt Europas ausrufen zu können. Amerika, schrieben die beiden Philosophen, müsse Europa eine Warnung sein. So wie George W. Bush dürfe man keine Weltpolitik betreiben. In der Opposition zum Feldzug gegen Saddam Hussein, glaubten die Vordenker, erblühe die wahre europäische Nachkriegsidentität. Doch die deutsch-französische Intellektuelleninitiative blieb ohne nennenswertes Echo. Sie beschrieb eher ein momentanes, vorübergehendes Gemeinschaftsgefühl als eine echte, belastbare Gemeinsamkeit. Allein das Bewusstsein dafür, was Europa *nicht* sein will, zeigt sich, reicht eben nicht für eine prägende Rolle auf der Weltbühne.

Wahrscheinlich ist Brüssel die einzige Stadt der Welt, die auf so engem Raum so viele Menschen mit so viel gemeinsamer Agenda zusammenbringt. 35.000 EU-Beamte leben hier, 2500 Diplomaten, Zehntausende Abgesandte von Verbänden, Firmen, Redaktionen und Instituten. Die Stadt dürfte sich zu einem der dichtesten Netzwerke der Erde gemausert haben. Brüssel ist Google in der Echtwelt. Man findet alles und jeden. Und vieles, was man nie gesucht hat.

Wenn die Bürogebäude mittags ihre Insassen ausspucken, bricht rund um die Place Schuman die Betriebsamkeit eines Großflughafens aus. Damen in engen Röcken balancieren über Holzbohlen, die über einem Aushub für die neue Landesvertretung von Malta liegen. Krawattenträger versuchen, durch das Protestgetriller von französischen Milchbauern hindurch Meinungen über den Lissabon-Vertrag auszutauschen. Doch hinter all dem Lärm und der Hektik herrscht die Mentalität eines Dorfes. Europas Diener strömen in die Restaurants entlang der Fressmeile Rue Archimède. Es sind die Orte der freundlichen Mausehelei und der plötzlichen Duz-Attacken. Aus Visitenkarten vom Vorabend werden hier Bekanntschaften fürs Brüsseler Leben. Das EU-Viertel, in das sich außer vereinzelt Touristen kaum jemand verirrt, der nicht hier arbeitet, vermittelt seinen Bewohnern das wärmende Gefühl, unter sich zu sein. Espressomaschinen fauchen durch

überfüllte Tischreihen. Gestresste Kellner bahnen sich ihren Weg in die Küche, schlängeln sich vorbei an Kommissionsbeamten, Verbandsvertretern und Journalisten, die über CO₂-Grenzwerte diskutieren, über Arbeitszeitrichtlinien, über Maßnahmen gegen die Wirtschaftskrise. Oder über die Wiederwahl von José Manuel Barroso. Kaum jemand in der Brüsseler Schaltzentrale findet die Leistungen des Portugiesen, den die EU-Staatschefs im Sommer 2009 für weitere fünf Jahre an die Spitze der Kommission setzten, beeindruckend. Viele fragen sich, warum Europa nicht entschlossener auftritt, auch gegenüber seinen Mitgliedstaaten. Und wieso blieb Barroso der einzige Bewerber für den angeblich so gestaltungsmächtigen Job des Kommissionspräsidenten?

Dieses Buch will die Frage beantworten, warum es der Europäischen Union so schwer fällt, das richtige Maß ihrer Macht zu finden. Warum ist sie aus Sicht so vieler Europäer anonym und unzugänglich, und aus der Sicht so vieler Nicht-Europäer so schlaff? Was ist die Ursache dafür, dass der größte Staatenverbund der Welt, der zugleich den leistungsstärksten Wirtschaftsraum darstellt, ein so schlechtes Image bei seinen eigenen Bewohnern hat?

Es sind, kurz gesagt, drei Fehler. Die EU regelt das Kleine zu groß und das Große zu klein. Sie regelt das Weiche zu hart und das Harte zu weich. Und sie bewegt sich oben zu schnell und unten zu langsam.

Unter dem Banner des einheitlichen Binnenmarktes für Güter und Arbeit hat sich die EU zu einer Normenfabrik ausgewachsen, die den Anspruch auf gesellschaftspolitische Gestaltung kleinster Lebensbereiche erhebt. Die Kommission begreift den Kontinent bis heute zu wenig als einen Global Player und zu sehr als ein Gehege, dessen Bewohner gegen harte Witterungsbedingungen geschützt werden sollen. Nirgendwo auf der Welt haben Menschen so viele geschriebene Rechte wie in Europa. Nirgendwo haben sie so viel Urlaub. Nirgendwo so viele Sozialleistungen und einen so ausdifferenzierten Verbraucherschutz. Nirgendwo eine so gute und (fast) kostenlose medizinische Versorgung. Manch ein Amerikaner beneidet uns darum. Etwa der EU-Romantiker Jeremy Rifkin, der schreibt: »Der europäische Traum ist so attraktiv, weil er es wagt, eine neue Geschichte vorzuschlagen, die sich auf Lebensqualität, Nachhaltigkeit, Frieden und Harmonie konzentriert.«

Ja, und ist dieses europäische Gesellschaftsmodell nicht auch

fabelhaft? Hat sich der Konsens auf unserem Kontinent, wonach der Staat die Pflicht hat, die Bürger vor den Unbilden des Lebens und entfesselter Marktkräfte zu schützen, nicht als weise erwiesen? Europa hat die Weltwirtschaftskrise von allen Kontinenten am besten abgefedert. Weil sich seine Politik zuerst dem Menschen verpflichtet fühlt und nicht der schieren Profitsteigerung, trafen die Spekulationsexzesse der Wall-Street-Makler ab Ende 2007 die deutschen, französischen oder skandinavischen Arbeitslandschaften wesentlich weniger ungeschützt als Amerika.

Doch für einen »Staatenblock«, wie die amerikanische Presse die EU immer noch respektvoll nennt, produziert sie in ihrer Regulierungswut bedenklich viel der Kleinlichkeit. Die Treusorge um die Bürger mag auf den allerbesten Absichten beruhen. Aber sie führt nicht nur dazu, dass die eigentlich wertvolle Suprainstanz Europa im täglichen Betrieb zu viel ihrer politischen Energie auf Details verschwendet. Ein solcher Beschützerinstinkt lähmt auch die Demokratie.

Die EU regelt das Kleine zu groß und das Große zu klein. Politiker hören auf, Politiker zu sein, wenn sie nach Brüssel gesandt werden. Sie entwickeln sich zu Managern des Gleichklangs, zu, wenn man so möchte, Systemadministratoren der Benutzeroberfläche Europa. Sie beschäftigen sich damit, die Länge der europäischen Babypausen zu harmonisieren. Sie initiieren eine Kampagne gegen »Stress am Arbeitsplatz«. Sie verbieten den Verkauf von Kautabak. Sie bewilligen Millionen Euro für ein Programm, um Schulen mit Obst zu versorgen. Sie verhandeln über ein Abkommen zur Verletzungsverhütung durch Nadelspitzen in Krankenhäusern. Diese Behördenhaftigkeit ist ein Grund, warum Brüssel auf politisches Spitzenpersonal nur geringe Anziehungskraft ausübt. Gibt es, fragen sich bisweilen selbst altgediente Brüsseler, keine dringenderen Aufgaben für die Exekutive Europas? Doch, natürlich gäbe es die. Aber eine Tragik der Europäischen Union lautet, dass sie ein Opfer ihres eigenen Erfolges geworden ist. Und damit ein bisschen faul. Ihre Gründungszwecke, Frieden, Wohlstand und Freiheit, sind unstrittig erreicht. Dies stellt, keine Frage, eine einzigartige historische Errungenschaft dar. Wie aber lässt sich ein derart konsolidiertes Projekt noch steigern?

Am Abend, wenn die Lichter in den Bürogebäuden rund um die Place Schuman langsam verlöschen, beginnt Brüssel zu kuscheln.

Auf den unzähligen Empfängen in lüstergeschmückten Stadthäusern oder Art-déco-Restaurants besinnt sich die Brüsseler Community darauf, an welch bedeutendem Menschheitsprojekt ein jeder hier jeden Tag arbeitet. Im Bauch von Brüssel braucht es nur ein paar raffinierte Häppchen, um das wärmende Wir-Gefühl einer *Soft Power* auszulösen. Anlässe zu Festlichkeiten gibt es zuhauf. Alles, was in Europa gärt, köchelt oder reift, hat – bei lockerer Betrachtung – etwas mit der Europäischen Union zu tun.

Die Bayerische Landesvertretung lädt zur »Wurstverkostung« ein, die hessischen Kollegen zum Weinfest oder die Nordrhein-Westfalen-Residenz zum Karneval – mit original Kölsch versteht sich. »Frieden!«, ruft Ministerpräsident Kurt Beck ins Mikrofon. Er ist zu Besuch in seine rheinland-pfälzische Landesvertretung gekommen und muss europäisch klingen. Doch im überfüllten Saal der stuckverzierten Stadtvilla sind nur Bruchstücke seiner Rede zu verstehen. »Wohlstand!«, ruft er. »Grenzenlosigkeit! Wir! Alle! Nachbarn in Europa!« Die Besucher, bereits versorgt mit Champagnerkelchen, wenden die Köpfe ab. Wenn Politiker die Karlspreis-Vokabeln entsichern, weiß das Publikum, es kann nicht mehr lange dauern, bis das Buffet eröffnet wird. Die Beschwörung der EU als Kriegsverhinderungsbündnis taugt bloß noch als Brüsseler Tischgebet. »Die Top-Plattitüde hier«, sagt ein Kollege und neigt das Glas, »heißt übrigens: Europa der Ergebnisse.« Keiner glaubt mehr so recht daran, aber etwas Besseres, nach vorn Weisendes will auch niemandem einfallen. Bis es so weit ist, tröstet man sich mit Rindercarpaccio und Lachsschnittchen. Brüssel mag ein Wartesaal der Geschichte sein – aber einer mit exzellentem Catering.

Dabei gäbe es einiges, was längst tiefes Nachdenken auslösen sollte. Warum, zum Beispiel, Brüssel sich immer noch wie die Heimstatt einer gewaltigen NGO anfühlt. Warum die Gipfel seiner Regierungschefs oft wie die Treffen einer Selbstfindungsgruppe wirken. Warum dieser unglaublich durchorganisierte Club 40 Milliarden Euro pro Jahr für seine Milchkühe, Olivenbäume und Schafherden ausgibt, während China in Universitäten, Containerhäfen und IT-Initiativen investiert. Oder welche Zukunftschancen ein zunehmend entindustrialisierter Kontinent haben kann. Wie soll Europa eigentlich in einer Welt bestehen, in der ihm immer weniger Anteil an der Güter- und Rohstoffproduktion bleibt?

Vor fünfzig Jahren machten Dienstleistungen 36 Prozent des deutschen Bruttosozialproduktes aus. Heute sind es rund 70 Prozent. Laut einer Studie der Unternehmungsberatung McKinsey liegt die Produktivität der 15 alten EU-Staaten nur bei 87 Prozent derjenigen der Vereinigten Staaten. Eine Prognose der EU-Kommission kommt zu dem Ergebnis, dass die Bevölkerung der 27 EU-Staaten von derzeit 495 Millionen auf 520 Millionen im Jahr 2035 anwachsen wird, um 2060 auf 505 Millionen abzusacken. Im selben Zeitraum wird das Durchschnittsalter der Europäer von 40 auf 48 Jahre steigen. Der Anteil der über 65-Jährigen an der Arbeitsbevölkerung wird von 25 Prozent auf 53 Prozent anwachsen. Eine Minderheit von Erwerbstätigen wird dann für eine Mehrheit von Rentnern arbeiten müssen.

Statt darüber nachzudenken, wie dieses unvorstellbare Szenario abzuwenden ist, ergeht sich die EU vor allem in endlosen Debatten über Klimaschutz. Die Überbetonung dieser absolut offenkundigen Herausforderung ist ein Zeichen von Hilflosigkeit. So dramatisch der Klimawandel auch sein mag, er ist mittlerweile eine politische Plattitüde. Über kaum ein anderes Ziel lässt sich so leicht ein prinzipieller Konsens herstellen wie darüber, dass weder der Eisbär noch die Erde untergehen dürfen. Dass die EU ausgerechnet in dieser Platttheit ihre größte Einigkeit findet, spricht nicht für die Belastbarkeit ihrer Gemeinschaftspolitik.

Andere Großprojekte werden mit deutlich weniger Nachhaltigkeit betrieben. Im Jahr 2000 beschlossen die 27 Regierungschefs, Europa zum »wettbewerbsfähigsten und dynamischsten Wirtschaftsraum der Welt« aufsteigen zu lassen. Fünf Jahre später mussten sie eingestehen, dass jenes »Lissabon-Programm« praktisch eingeschlafen war. Angesichts solcher ernüchternden Leistungsbilanzen auf harten Politikfeldern stellt sich die Frage: Falls es Europa gelingen sollte, den Weltuntergang zu verhindern – was macht es eigentlich danach?

Europas Lieblingsinstrument ist die Lupe, wo es ein Fernglas sein müsste, und sein Identitätsproblem erwächst aus der Tatsache, dass es längst nicht mehr durch eine große Idee von oben zusammengehalten wird. Sondern durch tausend kleine Interessen von unten. Die regelmäßig erscheinende Studie ›Global Trends‹, gemeinsam herausgegeben von allen US-Nachrichtendiensten, sagte der Europäischen Union im Herbst 2008 ein trauriges Schicksal

voraus: »Wir glauben, dass Europa bis 2025 bei der Umsetzung der Visionen seiner derzeitigen Führer und Eliten geringen Fortschritt gemacht haben wird, nämlich als geschlossener, integrierter und einflussreicher globaler Akteur aufzutreten, der unabhängig in der Lage wäre, ein komplettes Spektrum politischer, wirtschaftlicher und militärischer Instrumente zur Förderung europäischer und westlicher Interessen und universeller Werte einzusetzen. (...) Das fortgesetzte Versagen, die skeptischen Öffentlichkeiten von den Vorzügen tieferer wirtschaftlicher, politischer und sozialer Integration zu überzeugen und die brennende Herausforderung einer schrumpfenden und alternden Bevölkerung durch schmerzhaft Reformen anzugehen, könnte die EU zu einem gefesselten Riesen werden lassen, der mit internem Gezänk und konkurrierenden nationalen Agenden beschäftigt ist – und kaum in der Lage, seine wirtschaftliche Schlagkraft in globalen Einfluss zu verwandeln.« Offenbar braucht es amerikanische Schlapphüte, um die Europäische Union auf ihren zweiten großen Fehler hinzuweisen. Dass sie das Harte zu weich und das Weiche zu hart regelt.

Während Washington zunehmend nach Osten blickt, betrachtet Brüssel weiterhin sich selbst. Statt sich über ihren Platz in der neuen Weltordnung klar zu werden, verbrachten die europäischen Staatschefs das vergangene Jahrzehnt damit, einen 358 Artikel langen Reformvertrag für die EU zu schnüren. Im besten Falle wird das Konvolut sich als überflüssig erweisen. Wahrscheinlicher und gefährlicher ist die Aussicht, dass Europas neue Bedienungsanleitung den Graben zwischen Bevölkerung und Brüsseler Gesetzgebern weitet.

Der Lissabon-Vertrag, der am 1. Dezember 2009 in Kraft trat, sollte eigentlich eine Dauerausrede aus der Welt schaffen, nämlich den gebetsmühlenhaften Hinweis darauf, dass die Europäische Union zunächst einmal stärkere Institutionen brauche, um mit lauterer, festerer Stimme zu sprechen. Die Zeit solcher Vertrags- und Institutionendebatten ist vorbei. Europa könnte nun beweisen, was es kann – und vor allem *will*. Doch im Wesentlichen, scheint es, bleibt vorerst alles beim Alten. Der Drang zu Harmonisierung wird von den neuen Abstimmungsregeln des Lissabon-Vertrages noch einmal befeuert. Die EU-Normenmaschine läuft heißer und heißer. Kommissionsbeamte und Europaparlamentarier rechtfertigen die Kreation immer neuer Richtlinien und Verordnungen

damit, dass die EU eben gesetzgeberisch einschreiten müsse, wenn die Mitgliedstaaten nicht oder nur lückenhaft »tätig« würden. Sicher es ist die vertragsgemäße Aufgabe der Kommission, immer neue Ideen zu entwickeln, wie Europa enger zusammenwachsen kann, und zwar durchaus auch gegen den Willen der Mitgliedstaaten.

Aber um diesen Job gut zu machen, müssen die gut 20.000 Beamten der Kommission beständig an der Grenze europäischer Zuständigkeiten entlangwandern. Die Skrupel, sie zu *überschreiten*, sind dabei gering. In privaten Gesprächen gestehen Mitarbeiter der Kommission freiweg ein, dass ihnen der Subsidiaritätsgrundsatz, also das Regelungsvorrecht der Mitgliedstaaten, herzlich egal sei. Rund um die Place Schuman hat sich ein bedenkliches Avantgarde-Verständnis ausgebildet. Die engstirnigen Politiker in den Mitgliedstaaten, sagt es, haben eben immer noch nicht begriffen, wie der Hase läuft in Europa. Wenn die Eurokraten von der Bevölkerung immer mehr als entrückte Elite betrachtet werden, die auf einem politischen Autopiloten fliegt, ohne Bodenkontakt, ohne Bremsen, dann hat dies seinen Grund vor allem in diesem internationalistischen Korpsgeist. Die Folge ist eine – tatsächlich, nicht nur gefühlt zunehmende – Ohnmacht der Bürger gegenüber »denen in Brüssel«.

Natürlich müssen Kompetenzen auf die nächsthöhere Ebene wandern, je größer die Gegenstände werden, die Politik zu managen hat. In Brüssel allerdings mangelt es an den gewohnten *checks and balances*, an dem ganz selbstverständlichen und fruchtbaren Streit um politische Ideen und Zuständigkeiten. Die EU versteht sich als wahr gewordener kantischer Traum vom ewigen Frieden. Die politische Methode im Vielvölkerstützpunkt Brüssel lautet Kooperation statt Konkurrenz. Versöhnung statt Vorwürfe. Konsens statt Konfrontation. Oder, wie das offizielle Motto der Union, »Einheit in Vielfalt«. Ein bisschen ist Brüssel auch ein ewiges Woodstock.

Die Frage, warum die EU-Staatschefs die Besetzung der beiden neuen Topjobs, des ständigen Ratspräsidenten und des europäischen »Außenministers«, Ende 2009 in Hinterzimmergesprächen aushandelten statt eine öffentliche Debatte um die besten Köpfe zu entfachen, beantwortet ein deutscher Europaveteran so: »Wir sind in der Europäischen Union nicht so weit, dass wir solche Dinge per Mehrheitsentscheidungen regeln können. Es würde sich

immer einer verletzt fühlen. Und dann wäre die Stimmung im Eimer.« Nun ist Rücksicht aufeinander zweifelsohne ein politischer Wert an sich. Doch die Zwangsharmonie der EU erreicht ein Maß, das jede gute Partnerschaft vermeiden sollte, wenn sie nicht zur Fassade verkommen will. Eine der grundlegenden Brüsseler Untugenden lautet Feigheit vor dem Freund. Die Folge: Die EU regelt Hartes zu weich und Weiches zu hart.

Wenn sich die EU streitet, dann stellt dies, so empfinden es viele ihrer Hauptdarsteller, die EU selbst infrage. Das ist natürlich eine Fehlannahme, denn Staatswesen leben vom Streit und steigen erst durch Gegenwind. Doch in Brüssel gilt die Nestwärme als heiliges Feuer. Wer sie stört, wer aufmuckt, wird schnell als »EU-Skeptiker« oder »Anti-Integrationist« abgestempelt. Besonders den Deutschen, darauf pochen Politiker des Generationenbogens Helmut Kohl/Joschka Fischer, stehe es nicht gut an, die europäische Integration zu kritisieren. Immerhin habe Deutschland nach zwei Weltkriegen in der Brüsseler Gemeinschaft die Chance zur Resozialisierung bekommen. Der daraus folgende permissive Konsens gegenüber der Brüsseler Politik ist 65 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges letzten Endes EU-schädlich. Politiker und Diplomaten aus unseren Nachbarstaaten sind längst erstaunt über die Büßerhaltung, die die Deutschen bis heute einnehmen. Sie erwarten vom größten Land Europas kein schlechtes Gewissen mehr. Sondern gute Ideen.

Selbst Politiker, von denen man es nie erwartet hätte, scheinen einem regelrechten politischen Stockholmsyndrom zu erliegen, sobald sie die Brüsseler Stadtgrenze überqueren. Markus Söder von der CSU zum Beispiel wandelt sich erstaunlich schnell zum sympathisierenden Entführungsoffer. Er ist zur Wurstverkostung in die pompöse Bayernvertretung gekommen. »Schloss Neuwahnstein« heißt das Gebäude, ein ehemaliges medizinisches Institut direkt hinter dem Europaparlament, im Brüsseler Jargon. Mittlerweile ist es später Abend geworden, und Söder, ein kühles Glas Bier in der Hand, bekennt mit tiefer Stimme in eine Runde von Journalisten hinein, dass er schon als Bub in Franken »eine europäische Identität empfunden« habe. Und er bekundet: »Brüssel ist eine der Hauptstädte der Welt. Neben Washington, Peking und London ist Brüssel eine der Hauptstädte der Welt.« Sein Blick wirkt ein bisschen glasig, aber nicht unehrlich.

Draußen, am Stadtrand, glitzert nachts das Atomium. Das Ei-

senkristall in 165-milliardenfacher Vergrößerung erinnert an den erzenen und glühenden Kern der EU, Kohle, Eisen und Stahl. Fünfzig Jahre nach der Weltausstellung 1958 hat die belgische Regierung seinen Kugeln eine neue, hell glänzende Aluminiumhaut gestiftet. Neu aber könnte auch die Bedeutung sein, die dem Brüsseler Stadtsymbol mittlerweile zukommen mag. Ein Studienkollege, den es mittlerweile ebenfalls »in die EU« verschlagen hat, fand die vielleicht treffendste Beschreibung für den Effekt, den Brüssel auf Zugereiste ausübt. Er fühle sich, sagt er, an die Star-Trek-Filme mit den Maschinenmenschen erinnert, den »Borg«. »Sie werden assimiliert!«, tönte deren blecherner Kampfruf. Widerstand gegen die Rundum-Verdrahtung ist in der Tat zwecklos. Wer in Brüssel wohnt, hat keine Wahl. Ein Teil seines Gehirns gehört schnell der EU. Und mit jedem neuen Teilnehmer, der andockt an diese Schnittstelle, stärkt sich das Kollektivbewusstsein.

Eine Kehrseite dieser Corporate Identity ist es, dass als artfremd und versponnen gilt, wer die Frechheit besitzt, an der Weisheit des Ziels einer »ever closer union«, einer immer enger werdenden Union, zu zweifeln. Als die Franzosen und Holländer 2005 die Europäische Verfassung in Volksabstimmungen ablehnten, wurde das Werk, leicht verändert, in Lissabon-Vertrag umbenannt und daraufhin von den Parlamenten abgeseget. Als dann die Iren, die dem neuen Vertrag als einziges europäisches Land per Referendum zustimmen mussten, im Sommer 2008 ebenfalls ihre Zustimmung verweigerten, kamen in Brüssel nicht etwa Selbstzweifel auf. Stattdessen hieß es, die Inselbewohner müssten sich geirrt haben. Sie sollten bitte noch einmal abstimmen. Eben jener Dünkel, es besser zu wissen als die vermeintlich altmodischen Nationalstaaten, begründet den dritten Fehler der EU. Sie bewegt sich oben, in Brüssel, zu schnell, und unten, beim Bürger, zu langsam.

Die Geschichte lehrt, welches Schicksal Imperien droht, die die Wirkung des falschen Kleinen unterschätzen, das richtige Große unterlassen und die Gewohnheiten der Bevölkerung ignorieren. Im Jahr 1857 machte im britischen Kolonial-Indien das Gerücht die Runde, die Munition für die indischen Kron-Soldaten sei mit Tierfett geölt. Da die Enden der Patronenhülsen abgebissen werden mussten, bevor sie in die Gewehre gesteckt wurden, gingen sowohl Hindus wie auch Moslems das Risiko einer schweren Sünde ein. Sie konnten ja nicht wissen, ob das Fett nicht von Kühen oder Schweinen stammte. Obwohl die britischen Kolonialherren nichts